

Nr. 182 Bydgoszcz, 11. August Bromberg 1939

B. Gerde

Das graue Gitter.

Lebensroman eines deutschen Mädchens in China.

(12. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Grete war froh, daß es auf der „Riso Maru“ keine kleinen Tische gab. Man saß in einem altmodisch eingerichteten Speisesalon, an dessen Wänden rote Plüschdiwans standen.

Die Gesellschaft an der langen Tafel in der Mitte bestand überwiegend aus Weißen. Grete saß neben Mr. Wyatt. Sie hatte am Abend mit ihm keine drei Worte mehr gewechselt. Zum Frühstück war Mr. Wyatt nicht erschienen. Jetzt saß man zum ersten Lunch beisammen und beäugte neugierig seine Mitreisenden.

Der Tischnachbar Gretes stellte sich als Dr. Spindler vor. Sein Akzent verriet den Deutschen.

„Sie sind Arzt?“ fragte Grete.

„Haben Sie mich denn für einen Juristen gehalten?“ lachte Dr. Spindler. Er mochte ungefähr 35 Jahre alt sein, von seinem linken Ohr lief ein Schmiß bis zum Mundwinkel.

„Ich bin Krankenpflegerin“, sagte Grete leichthin. Es war ihr darum zu tun, daß ihre Stellung neben Mr. Wyatt ein für allemal festgestellt wurde.

„Vortrefflich“, lachte Dr. Spindler, „dann können wir ja unverzüglich mit dem Fachsimpeln beginnen.“

Man kam übrigens bald mit allen Tischgefährten ins Gespräch. „Unsere Riso Maru ist so ziemlich das verwanzteste Boot des Gelben Meeres“, sagte Mr. Atterbury, ein Großkaufmann aus Schanghai. „Aber wer will 45 Stunden mit der Eisenbahn nach Dairen fahren? Chinesische Lokomotiven sind froh, wenn sie genug Dampf haben, um sich Bewegung zu machen, geschweige denn zwanzig dicht gefüllte Waggons nachzuziehen. Unter 30 Stunden Verspätung tun sie es nicht. Zuerst hatte ich Platz auf einem chinesischen Dampfer genommen. Der fuhr aber nicht aus. Er hatte keine Kohle. So nahm ich für unsere Riso Maru eine Kabine.“

„Was heißt eigentlich Maru?“ fragte Grete Dr. Spindler. „Da jedes japanische Schiff so heißt, wird es wohl ‚Schiff‘ heißen.“

„Mit nichten“, lachte Dr. Spindler. „Maru heißt rund. Ich lebe jetzt bereits fünf Jahre im Osten und weiß heute noch nicht, warum die Japaner ihre Schiffe so nennen.“

„Wo geht man in Tientsin essen?“ wollte ein anderer Reisender wissen, der von dem Herrn an seiner Seite Mr. Blayden genannt wurde.

„Das kann ich Ihnen genau sagen“, gab Mr. Spindler zur Antwort, der anscheinend China wie seine Tasche kannte. „Im Imperial-Hotel, und wenn Sie das Bedürfnis haben, eine junge Dame aussszuführen, dann empfehle ich Ihnen die Konditorei von Kießling und Bader. Ihre kleine Freundin wird über die Streußelkuchen und Schokoladetorten entzückt sein, die dort von einem Landsmann von mir erzeugt werden. Ich bin nämlich aus Wien“, setzte er, zu Grete gewandt, zu.

„Jedenfalls scheinen Sie gut Bescheid zu wissen“, warf Mr. Wyatt trocken ein, „mit Tientsin und — mit kleinen Freundinnen!“

„Es geht, es geht!“ Dr. Spindler ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Er mußte übrigens wieder auf der anderen Seite eingreifen.

Einer der Herren hatte zu dem chinesischen Tischboy „mein Sohn“ gesagt. Darauf folgte ein Wortschwall, der Boy stellte die Speise weg, die er gerade reichen wollte, und streikte.

„Das kommt davon“, lachte Dr. Spindler. „Warum beschimpfen Sie die Mutter dieses Jungen?“

„Ich habe seine Mutter beschimpft?“ ließ sich Mr. Gynett, der Übeltäter, entrüstet vernehmen.

„Natürlich. Wenn Sie den Jungen „mein Sohn“ nennen, so heißt das doch, daß Sie sein Vater sind. Das also seine Mutter . . .“

„Jetzt hören Sie schon auf“, jammerte Mr. Gynett. „Ich bin zum ersten Mal im Osten. Womit kann ich den Mann nur versöhnen?“

„Nennen Sie ihn jetzt „Vater““, sagte Dr. Spindler zum Gelächter sämtlicher Anwesenden. Mr. Gynett blieb nichts anderes übrig, als in das Gelächter mit einzustimmen. Ein reichliches Trinkgeld versöhnte den Boy natürlich.

„Sie leben in China?“ fragte Grete ihren Tischnachbarn.

„In Peking. Das Leben ist schön dort. Dazu billig. Man kann Ersparnisse machen.“

„Ist es nicht eintönig? Mit Chinesen gibt es doch wohl nicht viel Verkehr?“

„Sie irren sich aber sehr“, war die Antwort, „Sie können nirgends mehr geistige Anregung wie in Peking haben. Eine vieltausendjährige Kultur, herrliche Bauten, schöne, gediegene Theateraufführungen, Verkehr mit kultivierten, gutartigen Menschen. Sie können mit Literaten oder mit Priestern philosophische Gespräche führen. Freilich, die meisten der dort lebenden Europäer haben für nichts anderes Interesse als für ihr Geschäft und ob am Sonntag im Polospiel Schanghai oder Navy gewinnt!“

„Es muß interessant sein, in China als Arzt zu leben“, sagte Grete, „interessant, und vielseitig.“

„Manchmal verwünscht man diese Vielseitigkeit“, gab ihr Dr. Spindler zur Antwort. „Was einem so in einem Tag nicht alles unterkommt. Früh morgens fängt es mit einem Totschlag an. Eine Messerwunde bis in den Magen. Dann wird man zu einem chinesischen Totenfest gerufen und muß der Witwe, die sich nach alter chinesischer Sitte vergiften wollte, den Magen auspumpen. Wenn man keine Mundklammern mit hat, beißt sie einem den Schlauch durch, denn sie will sich nicht ausheben lassen, sie muß ja das Gesicht wahren. Keine Kleinigkeit, das Dinner der Totenfeier von rückwärts nach vorne mit der

widerstrebenden Witwe zu wiederholen. Ist mir nie ganz klar geworden, warum sich diese Witwe nicht schon vor dem Dinner vergiften. Dann gibts wieder ein neugeborenes Mädchen zu retten, das die Eltern auf der Stadtmauer ausgesetzt haben. Halb zerbissen von den Hunden wird es aufgefunden. Im Spital werden diese Kleinen aufgepäppelt, für drei Dollar kann man sie kaufen, das geht so den ganzen Tag fort. Die Europäer leiden meist an der Galle. Nach Mitternacht geht dann meist der Rummel los. Wenn ein Mister so und so zuviel Whisky getrunken hat und Tobsuchtsanfälle bekommt, oder wenn Mrs. X. mit ihrem Auto am Heimweg von der Bar eine Mauer mitnimmt und Kleinholz macht. Manchaml glaube ich schon, daß ich ein Schneider bin und kein Arzt."

„Sie müssen mir einige gute Lehren geben", bat Mr. Gynett den deutschen Arzt. „Ich sehe schon, daß ich sonst wirklich einmal hereinfalle. Wenn Sie gestatten, stelle ich meinen Liegestuhl neben den Ihren an Deck. Glauben Sie, daß das Wetter anhalten wird?"

„Ich glaube, daß Sie mich jetzt beleidigt haben Mr. Gynett", gab Dr. Spindler zur Antwort, während die Erfahrenen an dem Tische in dröhnendes Gelächter ausbrachen. „Sie müssen nämlich wissen, daß in China nur die Schildkröten das Wetter vorauswissen, Mr. Gynett. Man sagt, ihr Rücken wird vorher naß."

„Das ist doch keine Beleidigung, ich verstehe nicht . . ."

„Geduld, Geduld, Mr. Gynett", setzte Dr. Spindler fort. „Sie scheinen keine Ahnung zu haben, daß Schildkröte das unflätigste Schimpfwort Chinas ist. Schildkröten sind Ehebrecher. Man sagt auch, daß sie zu Schlangen in unerlaubten Beziehungen stehen. Ich möchte Sie also dringend bitten, nicht etwa unseren ehrenwerten Kapitän zu fragen, wie das Wetter morgen werden wird. Er würde bestimmt annehmen, daß Sie seine Mutter und seine ganze Familie beschimpfen wollen . . ."

Dr. Spindler hatte die Lacher wieder auf seiner Seite. Besonders, als er jetzt seinerseits zwischen der gemästeten Entenleber und dem Fischrogen in Sojasoße Mr. Gynett nach dem Wetter fragte.

Die Stimmung bei Tisch nahm von Minute zu Minute zu. Es wurde Wein getrunken und zwischen den einzelnen Gängen Reisschnaps gereicht.

Diese Stimmung und vor allem das heitere Wesen Dr. Spindlers waren wie Balsam auf Gretes wehes Herz. Sie erinnerte sich nicht, seit Monaten so herzlich gelacht zu haben wie über die Späße ihres Tischnachbarn.

Ihr gegenüber saß ein Mr. Blayden, ein amerikanischer Ingenieur aus Boston. Er zeigte den Mitreisenden chinesisches Totengeld. „Die Chinesen geben ihren Toten Geld mit, damit sie im Jenseits standesgemäß auftreten können", sagte er zu Grete. „Sie wissen natürlich nicht, welchen Kurs der Silberdollar im Jenseits hat. Es kommt wohl auch billiger, wenn sie besonderes Geld für das Jenseits drucken. Ich habe hundert Dollar für zehn Kupfer gekauft! Zum Andenken!"

„Schon hereingeflogen!" lachte Dr. Spindler. „Man bezahlt sie mit drei Kupfer. Es gibt auch Silberdollar aus Holz und Silberpapier. Man kann mit ihnen sehr hineinfallen."

„Man kann auch mit echten Silberdollars hineinfallen", sagte jetzt ein älterer Herr am Ende der Tafel, ein Mr. Sawyer, der sich bis dahin wenig am Gespräche beteiligt hatte. „Ich bin vor zwei Jahren in die Fänge der Hessenkamp-Aktion geraten. Man bekam Silberdollar als Anzahlung und mußte bestimmte Waren liefern. Dafür mußte man wieder andere Waren von einem Konsortium abnehmen, das mit Hessenkamp in Verbindung stand. Man mußte sie den Betrügern teuer abkaufen, und man tat es, weil man doch den besten Auftrag Hessenkamps in der Tasche hatte. Wer aber nicht abnahm und sich aus dem Staube machte, war dieser Hessenkamp. Ich habe damals 120 000 Silberdollars eingebüßt . . ."

Mr. Wyatt sah Grete an. Sie bemerkte, daß es in seinen Augen vor Schadenfreude funkelte. Sie rückte ihren Sessel und verabschiedete sich von den Herren.

„Sie sollten noch bleiben", riet ihr Dr. Spindler, „das Muschelfleisch mit Bambussprossen ist auf der „Riso Maru" ganz vorzüglich!"

Grete hatte die letzten Worte nicht mehr gehört. Sie stand am Geländer des Schiffes und sah über das Meer. Ich will ja nichts vom Leben, sagte sie zu sich selbst. Ich war arm und ich will arm bleiben. Was dazwischenlag, war alles nur ein Traum. Ich will ja nur den Glauben an die Menschen behalten.

Dieser Mr. Wyatt kann nicht so grausam, nicht gemein genug sein, daß es mir in der Seele weh tun könnte. Aber an Wolf Hessenkamp habe ich geglaubt. Seine Augen waren ohne Falsch und Arg. Und ich kenne keinen Menschen auf der weiten Welt, von dem solch ein Gefühl der Ruhe und Sicherheit ausgeht wie von Wolf. Und dann diese Affäre, die Mr. Savoyer erzählte?

Vielleicht aber verstrickt Wolf nur reiche Kaufleute in seine Manöver? dachte sie. Menschen wie Wyatt. Vielleicht tut er armen Menschen Gutes? Sie suchte alles hervor, was ihn entschuldigen konnte. Sie hätte ihr Herzblut für ihn gegeben, um seinen Ruf zu retten. Sie war sehr elend, sehr elend.

Plötzlich stand Dr. Spindler neben ihr. Grete versuchte, ihre Tränen zu verbergen.

Aber Kind, Sie werden doch nicht . . ." legte Dr. Spindler los. „Liebesschmerz? Heimweh? Oder beides zugleich? Das kommt, weil Sie den Winterbambus in Reiswein nicht abgewartet haben. Jetzt aber Bewegung, Bewegung!" Dr. Spindler faßte Grete unter dem Arm und begann mit ihr im Eilschritt auf und ab zu gehen.

Mr. Wyatt war unterdessen von dem englischen Kaufmann mit Beschlag belegt worden. Mr. Atterbury hatte keine Lust, die so angenehm begonnene Unterhaltung bei Tisch abzubrechen. Er wußte von jedem einzelnen Reisenden den Name, Geschäft, Vermögen und womöglich auch die Familienverhältnisse.

Mr. Wyatt begann die Sache langweilig zu werden. Er hatte gesehen, wie Grete in der Gesellschaft Dr. Spindlers auflebte. Der deutsche Arzt scherzte, und Mr. Wyatt hörte das silberhelle Lachen Gretes bis herüber. Er schätzte dieses Lachen falsch ein. Aber Mr. Atterbury war nicht so leicht abzuschütteln. —

Am zweiten Tag der Reise platzte Mr. Atterbury mit einer Neuigkeit heraus. „Wissen Sie, wer mit uns auf dieser „Riso Marus" reist? Seutsen Ko aus dem berühmten Geschlecht der Kung Clans. Ich glaube, der Mann ist schon bei Lebzeiten ein Heiliger. Jedenfalls soll er eine Art Hellseher sein. Man sagt, er habe die Gabe, jeden Menschen auf die Entfernung töten zu können. Die Chinesen lassen sich von ihm Liebestränke brauen. Ist natürlich purer Schwindel."

„Ich habe keinen Chinesen auf dem Schiffe gesehen", sagte Mr. Wyatt.

„Er lebt in einer Kabine für sich. Er speist auch allein. Mein Kabinenboy hat es mir erzählt."

Mr. Wyatt litt es nicht lange in der Gesellschaft des geschwätzigen Mr. Atterbury. Mit Hilfe eines ausgiebigen Trinkgeldes hatte er bald die Kabine Seutsen Kos erfahren.

Der alte Chinese mit dem dünnfädigen Spitzbart war sichtlich verärgert, daß ein Fremder seine Kabine so ohne weiteres betreten hatte. Sein Gesicht sah aus wie aus einem Tuschporträt aus der Ming Zeit.

„Ich will Sie um Rat fragen, Mr. Seutsen Ko", sagte Wyatt ohne weitere Umschweife. Er ließ sogar die übliche Anrede „ehrwürdiger Herr" oder „Vater" außer Acht, die man einem Chinesen von Rang gewöhnlich entgegenbringt.

„Ich bin Wyatt, Wyatt aus Hongkong. Ich will Ihre Zeit nicht ohne Entschädigung in Anspruch nehmen. Ich schätze Ihre Zeit sehr hoch ein, Mr. Seutsen Ko!" setzte er hinzu.

Seutsen Ko lächelte das Lächeln der vieltausendjährigen Weisheit seiner Rasse. Indem er sich tief verbeugte, blätterte er in einem schmutzigen, abgegriffenen Notizbuch nach.

Er sah eine Seite sorgfältig durch, dann lächelte er nochmals und bat Mr. Wyatt Platz zu nehmen.

„Ich nehme kein Geld", sagte er langsam. „Wenn Sie meinem Kloster einen Scheck ausschreiben wollen, kann ich nichts dagegen tun. Mein Rat soll Ihnen offen stehen. Es ist der eines kleinen, unbedeutenden Menschen. Alle Menschen sind klein und unbedeutend vor der Weisheit Buddhas."

Mr. Wyatt hatte inzwischen sein Scheckbuch gezogen und einige Worte geschrieben. Er überreichte Seutsen Ko einen Scheck, den dieser, ohne ihn anzusehen, faltete und in seinen Kaftan schob.

„Ich will zuerst eine Frage stellen, Mr. Seutsen Ko", begann Wyatt. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirne. In dem kleinen Raume war es stickig heiß. Der Chinese hatte das Fenster geschlossen und rauchte dazu eine Pfeife, aus der süßliche, durchdringende Gerüchte entströmten.

„Ich liebe eine Frau. Diese Frau liebt einen anderen, und dieser andere wurde von einem mir ergebenen Diener getötet."

„Du irrst, erhabener Herr", entgegnete Seutsen Ko mit leisem Lächeln. Dabei sah er den kleinen, blauen Rauchringen nach, die seiner Pfeife entströmten.

Mr. Wyatt sah auf diese Pfeife. Sie war fast völlig schwarz, nur die goldene Ziselierarbeit, mit der sie geschmückt war, leuchtete auf. Seutsen Ko schien sich von Sekunde zu Sekunde immer weniger von seinem Körper gefesselt zu fühlen, Mr. Wyatt war es, als ob er sich von allem Irdischen ablösen würde.

Der Chinese beachtete kaum mehr seinen Besucher. Ab und zu führte er die Pfeife zum Munde und zog den Rauch gierig ein.

„Du irrst dich, erhabener Herr", begann Seutsen Ko nochmals, „der Mann, den du töten wolltest, ist nicht tot. Er ist sogar hier in der Nähe. Ich fühle es. Ich sehe ihn jtzt sogar vor meinen Augen. Er ist groß, stark mit breiten Schultern, seine Augen sind blau und leuchtend."

(Fortsetzung folgt.)

Erntelied und Ernteglaube

Von A. M. Lornberg.

Die Sense singt. Es ist ein altes Lied vom Segen der Erde, von Säen und Ernten, und die Männer, die in Hochsommer-Gluten unter brennendem Himmel im Korn stehen, vor denen die Halme unter dem weiten Schwung ihrer Arme rauschend zu Boden sinken, hören es, wie es vor tausend Jahren die Ahnen hörten, die auf gleicher Scholle unter der gleichen Sonne standen und Ernte hielten.

Manchmal mischt sich der Sang der Schnitter mit dem Lied der Sensen. Es sind Erntelieder, die sich durch Generationen forterbten, und in allen Gauen klingen sie ein wenig anders. Aber sie gehören zur Ernte genau so, wie die frohen Ernte- und Schnittertänze und wie der mannigfache alte Volksglaube, der sich um Garbe und Sichel spinnt. Erntearbeit ist schwer. Schwer ist der wuchtige Schwung der Sensen, schwer das Binden der Garben und schwer schließlich das Aufladen der von Sonnenhitze getrockneten Garben auf den Erntewagen. Lieder aber machen jede Arbeit leichter. Im Rhythmus uralten Sanges, der sich vom Großvater auf den Vater, vom Vater auf den Sohn forterbte, regen sich die starken Arme froher und das Herz spürt etwas vom Segen dieser Arbeit, die eine Arbeit am ganzen Volke ist.

Alle Völker der Erde kennen das Erntelied. Es klingt in allen Ländern der Welt, wo immer Menschen um den Segen der Scholle ringen und nach langen Mühen endlich Ernte halten. Auch im deutschen Volkslied lebt der Schnitter- und Erntesang, oftmals fast vergessen, aber von der bäuerlichen Bevölkerung immer wieder treu gehegt, fort. Wenn in Schlesien der Vierschlag des Dreschflegels über den Hof schallt, mischen sich mit ihm die Stimmen der Männer in einem uralten Singspruch:

„Der Katze Rugg (Rücken),
der steckt im Tupp,
der wird gekucht,
das schmeckt nie gutt."

In Westfalen hat sich ein anderer alter Sang erhalten, den man beim Flachsriffeln singt und der mit folgenden Versen beginnt:

„Wat schwemmt nassem Duike (Teiche)?
Mn, nana, sassa, hoho!
Eune hoale Tunne!
Mn, sassa, hoho!
Allwei (wer) do satt drinne?
Mn, nana, sassa, hoho!" usw.

Das Lied der Ernte schwingt über das weite Land und erfüllt es mit Glück. Es ist das alte Lied, von dem Chr. Adolf Overbeck im Anfang eines seiner schönsten Gedichte sagt: „Kein Klang von allem, was da klingt, geht über Sichelklang . . . ."

Eng verbunden mit dem Sensen- und Erntelied sind auch die vielen Segens- und Zaubersprüche, die

Meine Heimat.

Karl Busse, am 12. November 1872 in Lindenstedt-Birnbaum im Posener Land geboren, starb am 3. Dezember 1918 als eins der letzten Opfer des Weltkrieges, gehörte zu den führenden Geistern des deutschen Schrifttums. Werke: „Federspiel", „Flugbeute", „Die Schüler von Polajewo", „Das Gymnasium zu Lengowo", „Im polnischen Wind", „Trittchen", „Winkelglück", „Heilige Not", Geschichte der Weltliteratur".

Meiner Heimat Sonne kennt ihr nicht, meiner Heimat heimliche Schönheit wißt ihr nicht, meiner Heimat Wege und Stege seid ihr nicht gegangen. Wo kauft ich mir ein fröhliches Herze, wenn sie nicht gewesen? Wenn das Rauschen ihrer Wälder mich nicht durchrauscht, wenn sonniges Zittern mich nicht durchzittert, wenn das Singen und Klingen ihrer Vögel mein junges Herze nicht durchsungen hätte und durchklungen? . . .

O, wie ich dich liebe, meine herrliche Heimat!

Sie sagen, du bist arm! Sie sagen, der Boden deiner Äcker ist locker, und sumpfig sind deine Wiesen. Und wenn es wäre! Mit zarten Farben blüht doch auf diesen das Schaumkraut, und die Lichtnelke mit dem Kuckucksspeichel an den klebrigen Gelenken schaukelt sich dazwischen. Auf diesen Feldern reift doch das Korn, und die Klatschrosen blähen sich auf und sind wie Flammen, aber die sanften Raden und Kornblumen machen es wieder gut. Wohl reift die Traube nicht und trägt kein Rhein die Fracht stolzer Schiffe in deinen Gauen; aber die Hagebutten leuchten im Winde, und die Orchideen prangen in feuchten Gräben. Über einsamen Seen, an deren Ufer zäh die Kiefer haftet, ziehen scheue Taucher, verschwinden und kommen wieder; mit vorgestreckten Hälsen steigen die Wildenten auf aus dem Röhricht. Deine Bauern singen nicht, wenn sie hinterm Pfluge gehen; du hörst wenig Lieder, meine Heimat, du mußt sie dir singen lassen von den Kehlen deiner Vögel und mußt sie dir rauschen lassen von dunklen Wäldern.

Es gibt ein Kraut, das heißt: Brennende Liebe",

wollt ihr es suchen gehen, wollt ihr's finden in jenem Lande, das meiner Väter Heimat war? Ich sag euch, ihr sucht euch blind, und wenn ihr euch bückt und blühende Kräuter streift, so ist's nur Ehrenpreis und Männertreu. Kein Land der Liebe, nur eines des Kampfes und der Treue . . ."

Karl Busse.

(Aus „Federspiel").

die Korndämonen günstig stimmen und zu einer guten Ernte beitragen sollen. Sei es auch nur, daß man, wenn die Ernte auf einem Feld beginnt, „Walt Gott drüber!" ruft. Beinahe in jedem bäuerlichen Menschen lebt noch ein Rest des alten Dämonenglaubens. Wenn in der tiefen Mittagsstille des Hochsommers, in den Tagen kurz ehe die Sense durch das Korn rauscht, die reifen Ähren des Feldes geheimnisvoll wispern und flüstern — ist es dann nicht, als schritte dort irgendwo die Roggenmuhme durch das Korn, die „Wawa", vor der sich die Kinder fürchten? Letzter Ausdruck dieses alten Volksglaubens ist es, wenn bei der Ernte auf dem Felde das letzte Büschel Halme stehen bleibt, manchmal sogar an allen vier Ecken des Feldes ein Büschel. In ihm haust der Korngeist, der Geist der Fruchtbarkeit, und er soll vom Acker nicht vertrieben werden.

In der Erntezeit knallt der Bauer, der mit dem Erntewagen hinaus aufs Feld fährt, laut mit der Peitsche — das vertreibt die bösen Geister, die die Ernte gefährden könnten. Glücklicherweise gibt es mancherlei kleine Schliche, um für eine gute Ernte, sogar schon für das nächste Jahr, zu sorgen. Soll nämlich der Acker auch übers Jahr reiche Frucht tragen, so müssen sich die Schnitterinnen nach der Mahd auf den Acker setzen, um ihm auf diese Weise neue Fruchtbarkeit zuzuführen.

Aus mancherlei kleinen und großen Orakeln schließt der Bauer auf den Ausfall der Ernte. Der „moderne" Bauer spricht vielleicht lächelnd davon — im Grunde aber glaubt er doch ein klein wenig an die geheimnisvollen Vorzeichen der Natur. War die letzte Garbe des vergangenen Jahres klein, so gibt es wenig Korn, sagt ein alter Aberglaube, und ebenso kann man aus der Größe des letzten vorjährigen Heufuders auf den Ausfall der diesjährigen Heuernte schließen.

An bestimmten Tagen des Jahres kann uns die Wachtel sagen, wie das Jahr wird, wie die Ernte wird — dann lauscht der Bauer voll Spannung auf den Wachtelschlag. Schlägt sie nämlich häufig und steht das Wasser in den Quellen hoch, so wird es ein teures Jahr. Wenn aber das Auge über wogende Kornfelder schweift, so lacht das Herz. Diesmal wogten sie in Fülle, und viele von ihnen wogen noch . . . .

Die abgeschnittenen Ohren.

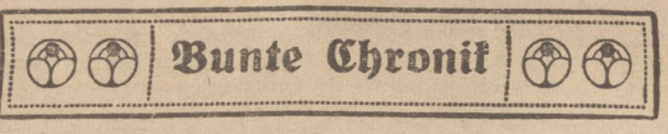
Wie Insekten ein Geschworenengericht vernichteten...

Vor knapp vier Jahrhunderten hat das Schwarze Gericht von Oxford ungeheures Aufsehen erregt. Da war ein Buchbinder eines politischen Vergehens bezichtigt worden. Er kam vor das Geschworenengericht, das ihn schuldig sprach. Es verurteilte den Mann zum Verlust beider Ohren, und man zögerte nicht, den Spruch umgehend auszuführen.

Diese Tatsachen allein wären nicht besonders bemerkenswert. Denn solche Verstöße kamen damals nicht selten vor, und auch solche barbarische Strafen galten nicht als unerhört. Aber die Angelegenheit hatte fürchterliches Nachspiel. Zehn Tage nach dem Urteil erkrankten die Teilnehmer des Gerichts. Es starben die beiden Richter. Den Sheriff traf dasselbe Schicksal. Und alle Geschworenen außer zwei mußten ins Gras beißen. Nicht weniger als 100 Mitglieder der Universität raffte der Sensenmann dahin. Im ganzen sollen es 510 Sterbefälle gewesen sein.

Und wo lag die Quelle alles Übels? Sie kam von den Gefangenen! Schon vor der Sitzung waren einige von ihnen in den Ketten von der Seuche ereilt worden. Und dann stürzten sie sich auf die Richter. Am Leben aber blieb der Buchbinder mit den abgeschnittenen Ohren ...

Der General Mac Arthur erinnerte kürzlich in einem Vortrage vor der Britischen Medizinischen Gesellschaft an das berüchtigte Schwarze Gericht von Oxford. Natürlich hatte sich gar bald der Aberglaube der Zeit des Falles bemächtigt. Die einen sagten, der Teufel sei von den Dunkelmännern jener Tage bemüht worden und habe ein Zauberwerk getrieben. Die andern, die auf der Seite des verurteilten Buchbinders standen meinten, der liebe Gott habe den verblendeten Gerichtshof heimgesucht. Der berühmte Dichter Francis Bacon verbreitete sich ausführlich über das Geschehnis und machte den Geruch verantwortlich, der von den Gefangenen ausgegangen sei. Nicht der Gestank, der die Nase kränkt, sondern die Ausstrahlung, die von dem menschlichen Körper ausgehe. Recht dürfte aber allein die kluge alte Frau haben, die sich in einem Briefe über die — Läuse beklagte! Sie schreibt, daß es unter der Königin Elisabeth sauber am Hofe zugegangen sei. Aber nachher habe sich dort eine Ungezieferplage breit gemacht, vor der niemand sicher gewesen wäre, der sich in die Nähe des Hofes wagte. Und so ist man denn zu der Ansicht gelangt, daß auch die Herren Geschworenen bereits eine gewisse Menge dieser Tierchen beherbergten, als die unglücklichen Gefangenen vor ihnen standen. Denn nur so dürfte es zu erklären sein, daß die Insekten sich in solch ungeheuerlichem Ausmaße betätigen konnten. Heute weiß man, welche Rolle das Ungeziefer bei der Verbreitung von Krankheiten spielt, und wir wissen auch, daß wir uns vor allem durch die neuzeitliche Körperpflege vor den gräßlichen Seuchen zu bewahren vermögen, die einst die verzweifelte Menschheit ungestört zehnten konnte.



Ein seltsamer Zwerg.

In Neapel starb kürzlich an Herzschlag ein Zwerg, der in der Stadt eine bekannte Figur gewesen war. Er beschäftigte sich mit dem Verkauf von Traumbüchern und Lotterienummern. Da sich niemand um den Toten kümmerte, bei diesem übrigens auch keine Dokumente gefunden wurden, brachte man den Leichnam in die Totenkammer, um die Identität des Verstorbenen festzustellen. Der Leichnam wurde obduziert und man kam dabei auf einen ganz merkwürdigen Befund. Dieser kleine Mensch, der nur 115 Zentimeter hoch war, besaß zwei Magen und doppelte Eingeweide. In der bescheidenen Schenke, in der er seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte, wußte man über die Persönlichkeit des Zwerges nur, daß er seinen eigenen Angaben zufolge ungefähr vierzig Jahre alt war und aus der Romagna stammte. Dagegen hoben die Wirtsleute den ungeheuren Appetit ihres Gastes hervor, der Portionen verschlang, von denen ein Gigant genug gehabt hätte. Nun hat die Obduktion die Erklärung für diesen außerordentlichen Appetit geliefert. Sie hat ferner gezeigt, daß der kleine Lottohausierer auch andere wichtige Organe von der Natur in zweifacher Ausgabe mitbekommen hatte. Natürlich interessierten sich die Wissenschaftler sofort für diesen seltenen Fall und der Leichnam des Straßenverkäufers wurde mit einer Sorgfalt behandelt, wie sie sonst nur großen Herrschern zuteil wird: er wurde nämlich einbalsamiert. Auch sammelte man eifrig Daten über die Lebensweise dieses Wundermenschen.

Der Mann mit den zwei Herzen.

In der westaustralischen Stadt Perth lebt ein 57 Jahre alter italienischer Zimmermann namens James Alvara, für den sich die ärztliche Forschung interessiert. Er ist seltsamerweise im Besitz zweier Herzen. Sein „normales" Herz sitzt ihm auf der rechten Brustseite und ist größer als bei einem gewöhnlichen Sterblichen. An der Stelle, wo sonst der normale Mensch sein Herz hat, liegt bei Alvara ein kleines herzartiges Gebilde. Es scheint eine Art von „Hilfsmotor" für das rechtsseitige Herz seines Trägers darzustellen. Jedenfalls ist die Anormalität des Mannes, der im übrigen den Eindruck eines körperlich und geistig völlig gesunden Menschen erweckt, wissenschaftlich einwandfrei erwiesen. Von ärztlicher Seite hat man Alvara schon mehrfach nahegelegt, er möge seine beiden Herzen nach dem Tode einem Forschungsinstitut überlassen, doch soll er es vorläufig abgelehnt haben, dieser Bitte zu entsprechen.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.